

Die beiden englischen Spione.

Wenn Friedrich der Große nicht todesmüde vermehrte Spione unter seinen Offizieren gehabt hätte, wären manche seiner Schlachten, in denen er nur durch geschickte Verwendung seiner Minderheiten siegte, verloren gegangen. Derselbe König nannte ja auch die Gefangenen „verdorrene Spione“. Seit seiner Zeit ist in allen Kulturstaaten die Spionage zum System geworden; man rechnet damit, spricht aber nicht davon, wenn nicht gerade Fälle, wie der jetzt beim Reichsgericht verhandelte, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Es hat, als die Verhaftung der beiden Offiziere bekannt wurde, nicht an Stimmen gefehlt, die eine

schwere Bestrafung

forderten, und im Anschluß an solche Pressestimmen war denn auch in einem englischen Organ zu lesen, daß man die beiden germanischen Wut zum Opfer Gefallenen kaum noch wiedersehen werde. Aber das höchste deutsche Gericht sah denn die Sache doch in einem andern Lichte. Es verwarf sich nicht der Gefahr, die eine so umfangreiche Spionage für Deutschland mit sich bringen kann, aber es maß dem Gebahren der beiden aufrechten Offiziere auch keine besondere Tragweite bei. Die Richter in Leipzig wußten sehr wohl, daß diese beiden Gesetzesübertreter nicht die einzigen sind, die Deutschlands Nordseeküste ausforschten, und sie wollten den „Unfall“, den die beiden durch ihre Verhaftung erlitten, nicht ärger andern, als unbedingt nötig. Unter diesem Gesichtspunkte muß man das Urteil betrachten, das für jeden auf

über Jahre Festung

unter Anrechnung von zwei Monaten Untersuchungshaft lautete. Es ist kaum anzunehmen, daß die beiden Offiziere ihre Strafe völlig abtun werden; denn in einem ähnlichen Falle, der zwei französische Offiziere betraf, hat Kaiser Wilhelm sehr schnell von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch gemacht. Damals hatten die Generalstabsoffiziere Dubois und Duquet die deutschen Küstenbefestigungen im Auftrage des französischen Kriegsministeriums auskundschaftet und waren (am 16. Dezember 1899) zu sechs und vier Jahren Festungshaft verurteilt worden. Schon am 1. Juli 1894, als der ermordete Präsident Carnot in Paris beigelegt wurde, ließ Kaiser Wilhelm II. nach Paris melden, daß er die Offiziere, die in Glatz ihre Strafe abtun, begnadigt habe. So ähnlich wird es auch in diesem Falle sein. Wir werden gut tun, die Geschichte so rasch wie möglich zu vergessen und sie höchstens in die Erinnerung zu rufen, wenn jenseits des Kanals wieder einmal die Mär von

Deutschlands Kriegsziele

lebendig gemacht wird. Darin besteht die politische Bedeutung des Prozesses, daß er als Beweis dafür gelten kann, daß Deutschland nur an seine Verteidigung, nicht an den Angriff denkt. Das wurde hervorgehoben durch den nachdrücklichsten Hinweis (des Reichsanwalts und des Gerichts) auf die Tatsache, daß die von den beiden Engländern mit großer Sachkenntnis und Gelehrigkeit aufgenommenen deutschen Küstenbefestigungen nur einen Verteidigungscharakter haben. Man wollte offenbar die in England genährte Furcht vor einem Angriff Deutschlands als gegenstandslos hinstellen, während man andererseits so weit ging, zu behaupten, solche Spionage, wie sie hier aufgedeckt worden ist, habe nur einen Sinn, wenn man von englischer Seite aus einen Ueberumpelungsplan auszuführen gedenke. Wenn nun auch durch die Art der Verhandlungsführung und durch das Urteil dem Prozeß jede Härte genommen wurde, so wäre es doch den Tatsachen widersprechend, wollte man sich in den Glauben wiegen, der Zwischenfall sei nicht von Einfluß auf

die deutsch-englischen Beziehungen.

Bergeblieb hat man sich anfangs in England bemüht, den Fall „Trench und Brandon“ abzuschwächen, indem man hochnotpeinlich den einen für zum Opfer gefallenen deutschen Leutnant Helm vor die Schwärze des Gerichts

forderte — es war ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Und erst nachdem er gescheitert war, entschlossen sich die beiden Engländer mit erstaunlicher Offenheit, dem Gericht ihre Maßnahmen und Absichten bis ins kleinste zu enthüllen. Auch wenn wir dem Prozeßergebnisse keine besondere Bedeutung beilegen, so wird doch in unsern Herzen ein lautes Misstrauen zurückbleiben und wir werden englischen Absträngungsvorschlägen jetzt mit doppelter Vorsicht begegnen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Das amerikanische Geschwader, das kürzlich Europa besuchte, ist für den 10. Januar in Kiel angemeldet worden. Bisher wird es Wilhelmshaven anlaufen.

Die beiden englischen Offiziere Trench und Brandon, die wegen Spionage vor dem Reichsgericht standen, wurden nach zweitägiger Verhandlung zu je vier Jahren Festung unter Anrechnung von zwei Monaten Untersuchungshaft verurteilt. Sie haben unumwunden eingestanden, daß sie die deutschen Verteidigungsmassnahmen an der Nordseeküste von Wilhelmshaven bis Kiel auskundschafteten wollten. Das Gericht hielt ihnen ihr freies Geständnis zugute, verurteilte aber nicht die Gefährlichkeit ihrer Handlungen. — Das milde Urteil wird sicher jenseits des Kanals den besten Eindruck hervorrufen.

Unter dem Vorhug des Ministers des Innern hat eine Kommission der Verwaltungskommission zur Vorbereitung der Verwaltungsreform im Ministerium des Innern stattgefunden. Gegenstand der Beratung waren Vorschläge und Berichte zur Vereinfachung, Bereinfachung und Vereinfachung der Rechtsmittel gegen polizeiliche Verfügungen und ferner zur Einschränkung der staatlichen Kommunalverwaltung. Gegenwärtig läßt sich noch nicht absehen, wann die Vorarbeiten zum Abschluß gelangt sein werden.

Aus den Kreisen der deutschen Zündwarenindustrie sind bekanntlich erhebliche Beschwerden laut geworden, die weniger mit der Besteuerung ihrer Fabrikate als vielmehr mit dem Ueberhandnehmen der Zündwarenverfälschung in Lateinamerika zusammenhängen. Die Fabrikanten haben daher Anträge an die maßgebenden Stellen gerichtet, die eine äußerst scharfe Besteuerung dieser Gegenstände fordern, wie sie ähnlich gerade jetzt in Frankreich zur Durchführung gelangt ist. Das Reichsfinanzamt ist auf Grund dieser Anträge in eine Prüfung der ganzen Frage eingetreten. Aus diesem Grunde fand dieser Tage im Reichsfinanzamt eine Konferenz mit Fabrikanten von Zündwarenverfälschern statt. — Das Gericht, es sei an leitender Stelle beabsichtigt, die Zündwarensteuer wieder aufzuheben, entspricht nicht den Tatsachen.

Der sachsen-altenburgische Landtag hat einstimmig den Vorschlag der Staatsregierung betr. die Freilassung der dritten Steuerstufe angenommen.

Eine Verordnung des Ministeriums für Glash-Lothringen, die jetzt amtlich veröffentlicht wird, gestattet im Hinblick auf die überall befallene Fiebersucht Rinder und Schweine auf der Eisenbahn über die Eingangsstellen Altkainzer, Deutsch-Worricourt und Koblenz auch in die städtischen Schlachthöfe von Darmstadt für das Großherzogtum Hessen, Ober- und Niederhessen, aus Frankreich ein- und durch Glash-Lothringen durchzuführen.

Norwegen.

Auch in Norwegen folgt man jetzt in Rüstungsfragen dem Zuge der Zeit. Das neue Marinebudget sieht den Beginn des Baues eines neuen Torpedobügers und zweier Unterseeboote sowie Vervollständigung eines Unterseeboots vor. Für Neubauten werden 3,5 Millionen Kronen vorgeschlagen einschließlich der zwei Millionen, die das Storting bereits im Vorjahre für Neubauten bewilligte. Die Verteidigungskommission hat einen Flottenplan ausge-

arbeitet, der den Bau von acht gepanzerten Küstenverteidigungsschiffen, sechs Torpedobügern, vierzig Torpedobooten, zwölf Unterseebooten, vier Kanonenbooten, einem Vienstschiff und von einigen armerikanischen Hilfschiffen vorseht.

Balkanstaaten.

Die Reorganisation der türkischen Marine wird jetzt mit Eifer in Angriff genommen. Der Flottenverein beschloß unter dem Vorhug des Marineministers, in Deutschland, England und Frankreich während der nächsten zehn Jahre mit einem Kostenaufwand von fünf Millionen Pfund (92 1/2 Mill. Mk.) zehn zweiklassige Kriegsschiffe bauen zu lassen. Die Pläne wurden dem Großvezir bereits eingereicht. Die Schiffe müssen zwei Jahre nach Abschluß des Kontraktes der Regierung übergeben werden. Mit Bezug auf die Erklärungen, die der Kriegsminister in der Kammer über den Ankauf von Truppenkanonenschiffen abgab, meint das Amtsblatt, die Ansicht, daß die türkische Armee bis März völlig kriegsbereit sei, werde die Feinde der Türkei zur Ausstreuung von Gerüchten veranlassen, daß die Regierung tatsächlich den Krieg vorbereite, während doch gerade in der Stärke der türkischen Armee auf dem Balkan die größte Friedensgarantie gegeben sei.

Wie verlautet, haben in den letzten Tagen wiederholt heftige Zusammenstöße an der türkisch-persischen Grenze stattgefunden. Es heißt, türkische Truppen hätten persisches Gebiet besetzt und die persische Regierung habe vergeblich die Räumung verlangt. Es zeigt sich immer deutlicher, daß Persiens Schicksalsstunde nahe bevorsteht.

Bei Hobeida (Seeort am Roten Meer) war kürzlich ein italienischer Dampfer, der zur Ausbesserung eines Schabens dort zu Anker gegangen und einen Teil seiner Ladung vorläufig an Land gebracht hatte, wegen angeblichen Waffenschmuggels beschlagnahmt. Die italienische Regierung hatte dagegen Einbruch erhoben. Der Zwischenfall ist nun in der Weise beigelegt worden, daß die von den arabisch-türkischen Behörden beschlagnahmten Waffen in türkischen Händen, die auf dem italienischen Dampfer verbleibenden zurückbefördert werden. Die Angelegenheit wird, nachdem die italienische Regierung diesem Vorschlag der Türkei zugestimmt hat, dem Schiedsgericht in Haag vorgelegt werden.

Amerika.

In Mexiko ist die Lage sehr ernst. Der Sieg der Rebellen bestätigt sich. Der telegraphische Verkehr mit Europa ist unterbrochen.

Der chinesische Reichsausschuß hat jetzt eine zweite Denkschrift entworfen, in der bestritten wird, die härtesten Strafen gegen das Opiumrauchen zu verhängen und Belohnungen für diejenigen auszusprechen, die Schutzbücher zur Anzeige bringen. Die Denkschrift, in der die Mitglieder des Großen Staatsrats angefragt wurden, ihre Ansicht vernachlässigt zu haben, ist als nicht scharf genug verworfen und der Entwurf einer neuen Denkschrift angeordnet worden. Es scheint, daß auch das chinesische Vorparlament (ganz wie die erste Duma und das erste persische Parlament) seine Ziele ein wenig weit gesteckt hat und sie zu schnell erreichen will.

Gegen die Eisenbahnerstreiks.

Der französische Ministerpräsident Briand hat jetzt in der Deputiertenkammer den Gesetzentwurf über die Unterdrückung von Ausständen der Eisenbahnangestellten und der Sabotage eingebracht. Aber den Inhalt des Gesetzentwurfs, der „Schlichtung“ (Berichtigung von Betriebsmitteln) genannt wird, wird aus Paris berichtet: Nach dem Gesetzentwurf werden die Rechte der Gewerkschaften

nicht angetastet, dagegen werden die geistigen Urheber und die direkten Anstifter von Akten der Sabotage mit Strafe bedroht. Der Sabotage gleichgestellt wird es, wenn Angestellte der Eisenbahn ihren Dienst verlassen. Schließlich

wird der Gang des schiedsgerichtlichen Verfahrens festgelegt zur friedlichen Beilegung von Streitigkeiten mit Gruppen von Eisenbahnanestellten. Die Begründung des Gesetzentwurfs weist auf die Notwendigkeit eines schiedsgerichtlichen Verfahrens hin, bezeichnet den Ausstand von Angestellten öffentlicher Dienstbetriebe als unerlaubt mit Rücksicht auf die

bevorzugte Stellung der Angestellten

dieser Dienstzweige. Wenn diese in den Ausstand träten, so müßten sie sich ein Versäumnisrecht über öffentliche Betriebsmittel an. Da die Arbeitgeber des öffentlichen Dienstes ihre Angestellten nicht auspressen könnten, sei es logisch, diese zu hindern, den Ausstand als Kampfmittel anzuwenden. Der Gesetzentwurf verbietet ferner, Vorbereitungen zu Ausständen in öffentlichen Dienstbetrieben zu treffen. Nachdrücklich begehrt der Gesetzentwurf ganz verschiedenartiger Beurteilung. Es fehlt nicht an entgegengesetzten Pressestimmen. Denn man hätte hier und da erwartet, daß sich der Gesetzentwurf gegen das Gewerkschaftswesen überhaupt richten und ihm einen empfindlichen Schlag versetzen würde. Auf der andern Seite verlangen die Sozialisten das

unbedingte Streikrecht.

Sie klagen den Ministerpräsidenten an, daß er im freien Spiel der Kräfte den Angestellten die wirksamste, ja die einzige Waffe entwinden wolle, mit deren Hilfe sie ihre wirtschaftliche Lage sichern und verbessern können. Aurore meint, daß dieser Gesetzentwurf durchaus ungenügend sei und zu einer allgemeinen Verbitterung führen müßte. Verschiedene andre Blätter wollen darauf hin, daß Herr Briand, wenn dieses Gesetz in der Kammer fertiggestellt sei, unbedingt seinen Abschied nehmen müßte, denn er sei „verbraucht“. Briand aber läßt durch seine Organe erklären, daß er die gesamte soziale Gesetzgebung zu Ende führen und dann, wenn er das Vertrauen der Kammer nicht mehr beläuge, zurücktreten werde.

Von Nah und fern.

Der deutsche Kronprinz ist von Madras nach Bombay weitergereist. Bei seiner Ankunft in Bombay wurde er von dem Gouverneur empfangen und begab sich darauf im Automobil nach dem Regierungssitze. Die Lokomotive des Zuges, in dem der Kronprinz reist, hat den Namen „Kronprinz Wilhelm“ erhalten.

PR 1 800 000 Mark Schaden durch den Sauerwurm. Der Sauerwurm hat im verfloßenen Jahre in der Rheinregion beträchtlichen Schaden angerichtet, und die Ernte manches Bingers total vernichtet. Am meisten hatte wohl die Gemarkung Merlein unter ihm zu leiden, denn von dort wird geschrieben: Auf rund 1 800 000 Mk. schätzte ein Sachkundiger den Schaden, den der Sauerwurm in diesem Jahre allein in hiesiger Gemarkung anrichtete. Der Berechnung, die in der Tat viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, liegen folgende Zahlen zu Grunde. Merlein hat etwa 3000 Morgen Weinberge, deren Gesamtertrag sich in normalen Jahren auf etwa 2700 Stück Wein stellt. Da man in diesem Jahre nur 700 Stück erntete, so beläuft sich der Ausfall auf 1800 Stück und der Gesamtschaden bei einem Marktschlag von 1000 Mk. pro Stück auf rund 1 800 000 Mk. Diese ungeheuren Verluste schreibt man hier in allererster Linie dem verheerenden Auftreten des Sauerwurms zu. Am dieses schädliche Insekt aus energetischer zu bekämpfen, schart sich hier unter geistiger Führung nun alles zusammen, doch erweist es sich fraglich, ob die gesammelten Erfahrungen ausreichen, um dem Sauerwurm entgegenzutreten.

Ein 50-jähriger Examinand macht unter 366 Rechtspraktikanten in Bayern diesmal die große juristische Staatsprüfung. Der Mann hat bereits eine 20-jährige Tätigkeit im unteren Staatsdienste hinter sich und hat mit ministerieller Erlaubnis das Universitätsstudium in Rechts- und Staatswissenschaft und die zwei-jährige Praktikantzeit nachgeholt, um sich jetzt der großen Staatsprüfung zum Auftritte in den höheren Staatsdienst zu unterziehen.

Das Mädchenheim.

14) Novelle von Antonie Andrea.

Ruth folgte Adonides Anordnungen; sein bestimmtes, sicheres Aussehen erfüllte sie mit Vertrauen und Hoffnung. Sie brachte ein Filbchen mit Armbild aus der dürftigen Dousapohete und hielt die Leinwand, während Adonide ein paar lange Streifen schnitt. Dann holte sie einen Eimer frisches Wasser aus der Küche. Zu dem neugierigen Mädchen sagte sie: „Mein Bruder hat sich verlegt. Es ist hoffentlich nicht gefährlich. Bleiben Sie in der Nähe für den Fall, daß wir Sie brauchen sollen.“

Unter den Bemühungen der Schwester und des Freundes schlug Arnold wieder die Augen auf. Er besann sich sofort auf das, was er gewollt hatte. Mit seiner Rechten tastete er nach dem Verband der andern Hand; aber er war so schwach, daß er kaum den Arm heben konnte. „Du — Adonide?“ flüsterte er: „Kein Aufsehen, bitte! Warum nimmst du mir den Revolver fort — gestern abend?“

„Weil ich dich kenne, alter Sohn! Den Kopf verlieren, an der unrichtigen Stelle! Um ein paar lumpige tausend Mark schießt man sich nicht tot — man läßt sich auch nicht auf diese Weise zur Ader, Freund, wenn man eine Mutter hat und eine Schwester, wie diese.“

„Ah — Ruth!“

„Sie bring ihm das Haar von den eingeweinten Schläfen.“

„Das wolltest du uns antun, Arnold?“

„Lage sie leise, mit liebevollem Vorwurf. Halt du so wenig Vertrauen zu denen, die dich am meisten lieben?“

Er schloß und wandte das Gesicht nach der Wand; zum erstenmal in seinem Leben kam er sich selbstständig und erdarmlich vor.

Adonide machte sich inzwischen daran, das Blut von den Fingern vor dem Sofa zu wischen. Als Ruth es bemerkte, wechelte sie ihm erschrecken.

„Na — man ist doch Soldat, Fräulein Ruth!“ sagte er gutmütig und ohne sie anzusehen, während er das bejudeelte Handtuch in den Wassereimer tauchte. Aber Ruth hatte bereits ein zweites genommen und angefangen, den Fußboden zu bearbeiten — was ihn nicht hinderte, hinzukauern und sie dabei zu unterstützen. In dem Eifer stießen sie mit den Köpfen zusammen. Ruth prallte zurück.

„Bardon — Kamerad!“ sagte er in dem unbesorgenen, zutraulichen Ton von ehemals; aber als er sich aufrichtete, war er ganz rot, und seine hellen Augen hatten einen dunklen Schimmer.

Er deutete sich über Arnold und untersuchte nochmals aufmerksam den Verband. Dann nickte er zufrieden:

„Es wach! Mit dem Verbluten hat es keine Gefahr mehr.“

Arnold regte sich und seufzte schwer. Adonide legte sich zu ihm auf den Rand des Ruhebettes.

„Sag du nur ganz still!“ sagte er trocken, mit einem Anflug von Humor. „Du hast das Recht, aber dich zu versagen, verlohnt. Aber-

laß das mich und — deiner Schwester, der ich mich verpflichtet fühle, reinen Wein einzuschlecken.“

Es war, wie das junge Mädchen von vornherein gefürchtet hatte. Arnold spielte. Er sah sich plötzlich in der Lage, seine Ehrenschulden nicht mehr decken zu können. Adonide allerdings hätte eingreifen können; da ihm dieser aber mehrere Male ernste Vorstellungen gemacht, schenkte er sich, seinem Freunde seine verzweifelte Lage zu gestehen. Vor einigen Tagen noch hatte der ihm trocken geraten: „Nimm deinen Abschied, alter Junge! Du kommst dich anderswo nützlich machen als gegenwärtig in der Armee Sr. Majestät. Wenn wir nachher mit den Russen Liebe ankauten bekommen sollten, so hindert dich nichts, für dein Vaterland dreinzuschlagen.“ Aber Arnold hatte sich nur noch tiefer verlegt gefühlt.

„Nieber eine Kugel!“ sprach er in kindlichem Trost.

Western abend trafen sie beide beim „Jeu“ zusammen. Arnold spielte wie ein Berzweifelter, und seine verblödete, trostige Miene fiel allen auf. Adonide nahm ihn beiseite. „Hör, alter Sohn — das Ding in der Tasche meines Paletots „genietet“ mich, wie man bei euch zu sagen pflegt. Für wie viel vertraust du es meiner Obhut an? Ich habe gerade mein Portemonnaie bei mir.“

Arnold wurde fahl. Aber er griff nach dem Angebot wie ein Getriebener nach einem Strohhalm.

„Hundert Mark!“ rief er hervor.

„Kat!“ Adonide zahlte ihm die Summe

aus, zog kaltblütig den Revolver aus Arnolds Tasche und machte sich für diesen Abend unsichtbar. Den Morgen erfuhr er, daß Arnold alles verspielt hatte. Später sah er ihn auf dem Gärtnereipfad; als er ihn anreden wollte, ging er ihm aus dem Wege. Gegen Abend suchte er ihn im Lokal, wo er in letzter Zeit zu speisen pflegte. Er war nicht da: So kam es, daß er in der Vorahnung eines Unglücks dem Freunde nach Hause folgte.

Ruth hörte gespannt zu; hin und wieder streifte sie die Hand des Bruders, der ihr wie von neuem geschenkt erschien.

„Es bleibt nur eines übrig,“ sagte sie: „Arnold muß seinen Abschied einreichen — je eher, desto besser.“

„Freilich,“ stimmte Herr v. Adonide ihr bei. Dann mit einem Blick auf den Freund, dessen Lippen schmerzhaft zuckten, sagte er hinzu:

„Was thut's? Ein junger Mann wie du, mein Sohn, findet hundert Mittel und Wege, sich mit einigem Erfolg durch die Welt zu arbeiten: man muß nur erst den rechten „Fidus“ (wie meine Zimmerwirtin sagt) dazu haben. Von dem Kaufmann werden, Rusler — Notabene, wenn man was von Musik versteht, wie unser Patient — Elektrothekler; ja sogar nach Afrika kann man gehen und sonst irgendwohin, anstatt seinen Degen in Friedenszeiten spazieren zu führen.“

„Und meine Ehre —“ seufzte Arnold auf seinem Lager.

„Nieder Himmel, die steckt doch nicht in den paar tausend Mark, die dir schließlich niemand wehrt, im Laufe der Zeit quillt zu machen!“